

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

3.9.1922 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 36



3. Sept. 1922

Rudolf Belten / Die Zuspitzung des kulturphilosophischen Widerstreits in der Gegenwart.*)

Individualismus und Sozialismus sind die beiden Gegenpole, um die sich alles kulturphilosophische Denken zu drehen hat. Denn ehe man daran geht, die großen Probleme menschlicher Kulturgeschichte aufzurollen und zu lösen, muß man sich darüber klar sein, ob man in der Gemeinschaft (dem sozialen Organismus) oder im Einzelmenschen (dem Individuum) das Grundlegende zu erblicken habe. Eine zwischen beiden Weltanschauungen liegende Auffassung kann nie erster Ausgangspunkt solcher Untersuchungen sein, sondern höchstens als glückliches Ergebnis weitgespannter Gedankenreihen gewonnen werden.

Indessen zeigt bis ins 19. Jahrhundert weder die eine noch die andere Grundlehre eine stetig verlaufene Entwicklungskurve. Zwischen Platos „Staat“, dem kommunistischen Zusammenleben der ersten Christen und der „Utopia“ des Engländer Thomas Morus (1516) läßt sich nur schwer ein innerlicher Zusammenhang herstellen. Die Bedingungen, unter denen in diesen drei Fällen die sozialistische Lehre eine gewisse Konzentration erlangt, sind recht verschiedenartig und zeigen ihrerseits kaum einen Zusammenhang. Andererseits lag es erst recht im Wesen des Individualismus begründet, daß seine Höhepunkte zunächst ganz zerstreut und zusammenhanglos in die einzelnen Epochen der Menschheitsgeschichte eingebettet lagen. Denn nur im Wunde wahrhaft großer Persönlichkeiten kann diese Lehre überzeugende Kraft erlangen. Die geschichtliche Aufeinanderfolge solcher Individuen aber ist alles mehr als stetig und berechenbar. Die Helden der Antike, die Gewaltmenschen der Renaissance, die geistige Universalität eines Leibniz oder Goethe — jedes dieser Beispiele erfordert eine Erklärung für sich.

Erst am Ende des 18. Jahrhunderts beginnen sich klarere Weltanschauungslinien herauszuarbeiten, die mit einer gewissen Stetigkeit bis in unsere Zeit verlaufen. Denn immer mehr beginnen nun die wirtschaftlichen Unterströmungen von der philosophischen Spekulation Besitz zu ergreifen und ihre stetige Gesetzmäßigkeit auch im Reich des Geistes geltend zu machen. Gatte Rousseaus Sozialismus und der seiner Nachfolger Morelly, Barville und Babeuf noch vorwiegend politischen Charakter, so fassen die Sozialisten von Saint-Simon bis hinan zu Casalle über Fourier, Owen, Louis Blanc, Proudhon, Weitling u. a.) die nackten Tatsachen des wirtschaftlichen Ständekampfes ins Auge. In Karl Marx hat die sozialistische Theorie einen Höhepunkt erreicht, der nicht mehr überboten werden kann. Sein Materialismus weiß sich sogar die Dialektik eines der geistigsten Philosophen dienstbar zu machen — Hegels. Nun laierte diese theoretische Macht nur auf den Augenblick, wo sie sich praktisch auswirken konnte, um dem verhassten Gegner — dem In-

dividualismus — den Todesstoß zu verfehen. Der ersahnte Augenblick kam mit dem Ausgang des Weltkrieges; aber gelang auch die Niederringung des Individualismus?

Dieser Individualismus zeigt im 19. Jahrhundert ebenfalls eine beständig wachsende Zielstrebigkeit, auch er weiß im Laufe des Jahrhunderts immer mehr Einzelfaktoren zu einem geistigen Block zusammenzuschließen. Anfangs kleidet er sich in die verschiedensten Gewänder; bei Adam Smith erscheint er als Individualismus, bei Herbart und Locke als metaphysischer Individualismus, bei Schopenhauer als ein stark ästhetisch bedingtes Herabblenden auf die „Fabrikware der Natur“, bei M. Stirner schließlich als ein groteskes Gedankenpiel. In Nietzsche ist die unvergleichliche Bindung all dieser Spielarten erreicht. Er, dessen „Ehrgeiz, Tortur und Glück es ist, den ganzen Umkreis der modernen Seele umlaufen, in jedem ihrer Winkel geißeln zu haben“ — er wird von Vertretern der exakten Forschung mit Unrecht als „sprachsperrlicher Dichter-Philosoph“ bei Seite geschoben, weil er das tragische Geschick hatte, die beispiellose Vielseitigkeit seiner Weltanschauung nicht mehr in eine systematische Darstellung kleiden zu können.

Nietzsche bedeutet für die Entwicklungsgeschichte des Individualismus dasselbe, was Marx für die des Sozialismus bedeutet. Die durch beide Namen repräsentierten innerkulturellen Mächte führen in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg einen erbitterten Kampf um die geistige Vorherrschaft und um die Umsetzung in die Praxis. Das Deutschland des Weltkrieges hat sich für den Geist Nietzsches entschieden; „jenseits von Gut und Böse“ hat es den Mut, den Schein des Unrechts auf sich zu nehmen und in den Augen der anderen Völker zum Verbrecher zu werden, wo seine eigensten Lebensnotwendigkeiten ihm vor ihm selbst ein Recht dazu geben. Aber der Marxismus hielt in kluger Berechnung den letzten Trumpf in Händen, er verstand es, der Gegenwart größtenteils sein Programm aufzudrängen.

Es hieße jedoch die Auswirkungsweise kultureller Mächte schlecht begreifen, wollte man dieser lähen Gegenjählichkeit in der äußeren Entwicklung allzu viel innere Bedeutung zumessen. Nur äußerlich weicht der Individualismus vor der Sozialisierung zurück. Denn die Menschennatur bleibt ja vorerst die alte und kann höchstens in Jahrtausenden langsam umgebildet werden. Wir wollen an dieser Stelle nicht näher ausführen, inwiefern dem Individualismus, der sich mit wirtschaftlicher Sozialisierung abgefunden hat, auch außerhalb der wirtschaftlichen

*) Diese Abhandlung bildet die Einleitung einer größeren, noch unveröffentlichten Arbeit des Verfassers: „Individualismus und Sozialismus“ — der Entwurf einer Synthese.

Sphäre noch Betätigungsmöglichkeiten bleiben. Wer offene Augen hat, der weiß, daß gerade auf wirtschaftlichem Gebiete der Egoismus geschickter Unternehmer unerhörte Triumphe feiert, die mit dem offiziellen Sozialisierungsprogramm in schroffstem Widerspruch stehen, der weiß auch, wie sich der Ehrgeiz Einzelner in die verschiedensten Masken der Selbstlosigkeit und Aufopferung für die Gemeinschaft verbirgt, um so mit Hilfe gefügiger Massen selbstige Ziele zu erreichen, die das auf seine eigene Kraft angewiesene Individuum nie in Betracht zu ziehen gewagt hätte. Der Anteil, den hierbei Bewußtsein und Unterbewußtsein haben, ist äußerst mannigfaltig gemischt, je nach der Gewöhnung des Einzelnen, sich selbst zu durchschauen. Die dadurch entstehenden Typen schillern in den feinsten Uebergängen vom frivolen Heuchler bis zum Ideologen, der sich an seinem eigenen Brüllen der Ueberzeugung berauscht.

Wer abseits stehend von diesem Wirrwarr widerstrebender Kräfte seinen Blick für innere Echtheit geschärft erhielt, der fühlt sich beleidigt und angeekelt durch diese geistige Verunreinigung, durch diese Preisgabe geistiger Unmittelbarkeit und Unschuld. Denn geistige Unschuld kennt kein höheres Ziel als das Unbewußte in der Bewußtheit zu reinerer Ausdeutung und Gestaltung zu bringen; kein höheres Ziel, als die Harmonie zwischen beiden Lebenssphären immer inniger und lebenspendender zu gestalten.

Der Zustand der psychologischen Unechtheit und geistigen Doppelzüngigkeit bedeutet die größte Gefahr für den Bestand und den Weiteraufstieg der Menschheit. Er ist der Ausdruck einer gewissen Brüchigkeit und hilft seinerseits diese Brüchigkeit vergrößern. Indem er zu einer Ari Doppelleben verführt, zerreiht er die Einheit des Bewußtseins und damit den edelsten Stolz und die siegreichste Kraft des Einzelnen und der Gesamtheit.

Es ist freilich ein Gesetz aller kulturellen Entwicklung, daß jene großen Zeitalter, in denen alle Inhalte zu einer schöpferischen Einheit verschmolzen sind, abgelöst werden müssen durch Uebergangszeiten voll schmerzhaftester Widerstreite. Denn nur nach Zerreißung des wohlgefälligen Rahmens kann die schwellende Kraft sich zu neuen reicheren Einheiten erweitern. Aber es gibt in diesem Prozeß ein Stadium, in dem unbedingt ein neuer Rahmen gefunden werden muß, wenn die vorübergehende Zerrüttung des Menschheitsbewußtseins nicht Vorboten dauernder Erschlaffung und Lahmlegung werden soll.

Es ist für die Menschheit eine Selbsterhaltungsfrage ersten Ranges, ob dann in einem schöpferischen Bewußtsein der rettende Gedanke zu reifen vermag, ob dann ein neuer Kulturreiß geschmiedet werden kann, um den Auseinanderfall aller Inhalte zu verhüten.

Man es zuviel behauptet, wenn wir die Gegenwart als ein solch ernstes Stadium betrachten, als eine Schicksalskrisis für den würdigen Bestand der Menschheit? Aber das ist eine wei-

tere ernste Wahrheit: daß die Spannung eines neuen Rahmens ein immer schwierigeres Werk wird, je reicher der Vorrat der aufgehäuften Kulturgüter ist. Denn das Prinzipielle verbirgt sich in immer mannigfaltigeren Erscheinungsformen und läßt sich immer schwerer geistig wieder zusammenfinden. Welche ungeheure Fähigkeit der geistigen Subsumtion und des geistigen Durchschauens wird hier erfordert, welche unvergleichliche Vereiniung des Gedächtnismenschen und Systematikers, der konstatierenden und gestaltenden Begabung! Denn der vorwiegend systematisch Begabte vergift, in das Werk seiner Gestaltungskraft wichtige Wirklichkeitserscheinungen einzubegreifen, wer es aber unternimmt, die ganze Fülle der Erscheinungsformen restlos in sich aufzunehmen, hat damit meist seine Kraft verbraucht, ehe er zur letzten Synthese vorzuschreiten vermöchte.

Wenn wir nun im Folgenden dennoch den Versuch einer solchen Synthese wagen, so tun wir es voraussetzungslos und ohne uns darauf zu versteifen, unser Ziel auch wirklich zu erreichen. Dabei bleibt uns zunächst ein doppelter Weg beschreibbar: entweder von der Gemeinschaft auszugehen und die immer stärkere Ausprägung der Persönlichkeit im Rahmen der Gemeinschaft als letztes Ziel zu betrachten — oder aber: zu zeigen, wie die zunächst auf sich gestellte Individualität durch organisches Wachstum sich immer mehr in ein Gemeinschaftsgefühl verselbstet. Wenn wir uns für die letztere Möglichkeit entscheiden, so tun wir es als Anhänger der perspektivistischen Lebensauffassung, die auch Nietzsche vertreten hat. Denn wenn wir etwa mit Spinoza oder Hegel das Einzelwesen nur als flüchtige Aeußerung eines übersinnlichen Organismus annehmen oder auch nur mit Kant die Realität von Zeit und Raum zugunsten einer transzendenten Realität leugnen wollten, so wäre unser Ausgangspunkt unhaltbar. Nichts aber scheint uns ein zuverlässigerer Leitfaden zu sein als die natürliche Entwicklungsgeschichte. Denn gleichviel, ob die uns umgebende Welt Realität bedeutet oder nur Sinnbild und Widerspiegelung: die sich in ihr vollziehenden dynamischen Entwicklungsprozesse sprechen für sich selbst und erfordern keinerlei Voraussetzung; sie lassen sich nicht nur objektiv ins Auge fassen, sondern sie sind auch mit unserm subjektiven Wesen aufs innigste verbunden, weil alle durchlaufene Entwicklungsstufen als latente Schichten im letzten Entwicklungsergebnis enthalten sein müssen.

Die Entwicklungsgeschichte aber lehrt uns: zuerst das Einzelwesen, dann die Gemeinschaft. Im erdgegeschichtlichen Zeitalter des Tertiär taucht der Mensch zuerst auf. Hunderttausende von Jahren bis nach dem Diluvium bleibt er der einsame Höhlenbewohner. Gemeinschaftsbildung ist das Ziel, aber nicht der Ausgangspunkt des Menschengeschlechtes.

Wir übertragen diese Grundtatsache ins Methodische. Wir sind grundsätzliche Individualisten, die nach dem fernen Strande des Sozialismus segeln wollen. Auch wenn sich dieser Strand als Sata Morgana entpuppen sollte, wer könnte uns darob den versöhnungsbereiten Forscherwillen abstreiten?

Wilhelm Zentner / Regentag.

(Nach Longfellow.)

Es härt sich mit Frösteln der Tag und trauert,
der Regen schluchzt auf von Stürmen durchschauert;
unter dem Fenster noch klammert mit zitternden Ranken
die Rebe sich fest, doch zur Erde schwanlen
die Blätter . . . es härt sich der Tag und trauert.

Doch ruhig, Seele, du sollst nicht verzagen,
durch Wolken kann's dich zur Sonne tragen;
nicht dich allein trifft Kummer und Grausen,
durch jedes Leben schraubten mit Brausen
die Stürme . . . mancher Tag ist voll Harm und voll Trauer.

Mein Leben ward öde, versponnen in Trauer,
es streicht der Sturm durch die Regenschauer;
noch haftet Erinnern seliger Stunden
im Herzen, doch bald ist in Nebeln geschwunden
auch dieses . . . Voll Harm ist der Tag und voll Trauer.

Paul Körber / Heimkehr.

Drunten im Stalle stand er und hatte nur die eine Frag:
"Hat sie dir verziehen? Lebte sie überhaupt noch, daß sie dir ver-
zeihen kann? Oder ist sie schon gestorben? Verdorben, wie du
der Welt verstorben warst, der Heimat?" . . . Zu fragen da
jemand am Weg getraut er sich schon gar nicht, auf daß eine noch
so späte Antwort nicht eineweg zu früh komm. Eineweg zu bald

und es ist alle Hoffnung hin, die letzte, schönste, wo ihn hoch
halten und heimgetrieben: Die letzte . . .
Mit dem Ausfall dieser Antwort war zugleich auch
andere Frag beantwortet: "Kannst du den Gang da
wagen oder mit?" Freilich, wenn er das Häusli sieht da
grad wie ein Kirchturm im Morgenslicht, so blühblank, so glüh-

Sonnenstrahl, da sagt ihm eine Stimme: „Wohl, wohl, sie lebt noch, damit du noch lebst. Und wohl, sie hat dir verzichen. Denn so blank hält sein Sach nur, wer eine Hoffnung im Herzen nährt, wer eine Wiederkehr erwartet, eine Heimkunft. Und dann soll Diebli, fell Diebli? . . .“

Wenn er aber gleich hintenmach wieder an seine Verbrechen denkt, an fell, was er ihr angetan an Schimpf und Schand, da höhnt es ihm gleich hinterher: „Bleib unten, bleib unten, spring da ins Wasser nein. Spar dir den Weg und dir und ihr die Bitternis, denn fell verzeiht dir kein Mensch und kein Herrgott nit. Ihr Verzeihen hat dir bloß die Sehnsucht nach da vorgemalet, hat dir das Verlangen nach dem Hüßli, das Heimweh eingegeben in den langen Jahren deiner Unfreiheit, deiner Gefangenschaft. Bleib also unten und . . .“

Da stockte er aber doch in seinen Gedankenläufen, gab es ihm einen Auf. „Wohl — umkehren. Was aber danach? Umkehren wohl, wo aber hinaus? Wozu hast denn überhaupt den Stundenweg und all die Wege vornen dran bis ins Sibirien hinein gemacht, wenn du wieder umkehren willst und dann in die Nacht hinein? Aus der Nacht deines Lebens, dem Kerker, in eine neue Nacht, wo vielleicht noch finsterner ist?“

Jetzt empfand er sich im tiefsten Grunde für überflüssig. „Wenn die große weite Welt doch kein Plätzle mehr für dich hat, wo du doch so schwer gebüßt — auch gar so schwer!“ So reinerweg überflüssig war er sich nicht einmal in den langen Jahren seiner Gefangenschaft vorgekommen. Und dort war er doch bloß eine Null unter Nullen gewesen. Bloß eine Null!

Von seinen Kräften verlassen, wo ohnedies spärlicher Rest eines verschätterten Lebens waren, sank er auf den Grenzstein da am Weg, wo die Bemerkung Herbolingen von Engelmatt klettert, stützte den Kopf in beide Fäuste und — vom armen Elendskiter jeglicher Verlassenheit an Leib und Seele überpaun-gen — riefte eine Salzflut, ein Sturzbad ihm über die abgezehrten Wadenknöchelwülste.

Diese Salzflut herabitterer Tränen wob ihm schließlich über die Gegenwart einen Schleier. Zugleich aber auch ging ihm das Tor der Vergangenheit auf, dahinter ein grüner, lichtgoldiger Wäsen bis dann — ja dann! Langsam, mählich trante er im Herzkammerlein, dem wieder einmal erschlossenen: Ja — richtig, ganz recht. Jetzt sah er genau, so war es gewesen.

Auf dem Hütle da oben sah er, hatte er sich eben erst eingekippt mit einem braven, geschäftigen und ganz iuferen Weible, der Veronika. Er konnt eigentlich in nichts über sie klagen. Denn vor allem, was ihm die Hauptsach war, sie hielt ihm die Sach nett beieinander, die freilich noch arg in Schulden hat, denn mit einem spärlichen Erbteil hatte er sich die Sach erkauft gehabt, dazu auch sie ihre Sparpfennige gelegt hatte. Und nun hieß es halt abtragen.

Und also werkten sie beide auf den Tag des Freikaufs hin, an dem es nicht mehr zu zinsen galt, wenigstens nicht in dem Umfang, der einem den Atem benimmt. Nun war sein junges frisches Weible, des Wammemachers Strittmeier Kind unter neun Kindern gerade die Rechte. Es war eine Freud für jedermann, wenn er diesen frischen Zugriff wahrnehmen durfte! Und der war gleich überall anstellig, im Feld, im Haus, sogar im Wald.

Gradezu zur Lust wurde solche Anstelligkeit ihm, dem Hermann, der Veronika Ehegesponst, wenn er sie so scholowerhend fand tag ein, tag aus. Mit der war er wirklich nicht hereingefallen. Er war nicht wenig stolz auf solches Glück hin. Die Kraft und die Frische seiner Fron war gradezu sein Kapital. Sie erpante ihm eine Wagg, überhaupt jedes Fremde im Haus. Sie war eigentlich die beste Garantie für die Schuldabtragung seines Besitzes. Also rechnete der Hermann, wog ab und war schon eher ein Handelsmann denn ein Ehegesponst.

Es ist nun eineweg keine Glückssach, selbst mitten im gehäuf-testen Glück, wenn einer seinen Ehegenos, sein Weible in Rechnung stellt gleichsam wie eine Zahl auf dem Papier, wie eine Sache. Es ist halt schon mehr eine Sache des Verstandes als des Herzens, und daher eine gar ungeholtrige¹⁾, wo doch das Herz zwischen Eheleuten der ausschlagende Pendel sein sollte, der ihre gemeinsame Lebensuhr schritt²⁾ und vorwärts schiebt im Rundlauf der Stunden und Tage. Wer nur rechnet, der verrechnet sich auch einmal, und vielleicht gerade da, wo das Gefühl den Ausschlag hätte geben sollen.

„Daß die Veronika nur recht lang so ein schefligs, weiserigs³⁾ Weible bleibt“, war jetzt schier gar des Hermann Zoflers Morgen- und Abendgebet. Und es gedieh auch sonst im Feld rundum, auch im Stall.

Da warf die Bläß ein Junges — ein Stierkalf, ein großmächtiges dazu. Der Zofler Hermann war schon wieder am Rechnen. Einen Farren wollt' er daraus ziehen, einen lenden-glatten, das brachte das meiste Geld ein und brachte sie beide also wieder einen Wegschritt voran. Der Mutterkuf reichlicher Milchertrog mußte die Mundung des Kälbleins erbringen.

Das Stierkalf gedieh. Aber die Rechnung mit der Mutterkuf summe eineweg nicht ganz, und eine andere Kuh mußte ihre

Milch zur Stierzucht hergeben. Die Mutterkuf mußte einen Schaden genommen haben beim Zurweltkommen von dem Stierkalf. Ja es ging sichtbar hintenab mit ihr. Wenn die jetzt gar einginge, da wäre es doch ein schlechter Lauch gewesen.

Der Zofler Hermann kam aus dem Denken und Grübeln nicht mehr heraus.

Zu dieser Zeit starb auch dem benachbarten Wiesenhöfer sein Weible in Wochen. Und der sah gleich mit einem halben Dutzend unverjorger Kinder, nebst dem verwaisten Stallweiden, dem Hausgut. Om — wohl! Es gab eineweg Dinge in der Welt, an die ein lediger Bursch nit denkt. Ein Stierkalf hatte er, der Zofler Hermann, aber keine milchende Mutterkuf mehr. Der Wiesenhöfer freilich sah direkt im Glend. Aber beides eigent-lich durch eine Geburt. Wohl, wohl, der Zofler Hermann kam aus dem Denken und Grübeln gar nimmer heraus und baute merkwürdige Brücken.

Er lugte in diesen Tagen schier gar noch mehr an sein schef-ligs Weible hin als es früher der Fall zur Zeit der ersten Brunt gewesen war. Und es war ein Unterschied in dem Lugen. Er hatte es fellmal getan in der Mannfreud, in bräutlichem Wohl-gefallen, er tat es jetzt in rechnerischem Ueberschlag. Sellmal mehr die Rosenröte und des Kälches Schwellen erlutend, jetzt nahm er hingegen vor allem die Muskelkraft in wohlgefälligen Ueberschlag. Und er knappte⁴⁾ ein jedesmal, zufrieden mit dem Befund, sein: „Wohl — wohl! Ase⁵⁾ scheflig muß sie dir bleiben. Nummen⁶⁾ kein Zahmen, keinen Aufenthalt nit, nummen keinen Schaden an der Gesundheit. Sell gab einen Stillstand ganz ge-wiß, dem Stillstand aber hint der Rückschritt hintenmach. Still-stand und Rückschritt sind zwei ungartige⁷⁾ Geschwisterkind. Wohl — wohl!“ Der Zofler Hermann dachte jetzt schon: „Ein Kind haben mag wohl schön sein, aber es brenst. Und dann, wenn nimmer fell Mutterwerden nit wär. So bippis könne mir jetzt schon gar nit brauche“, meinte er jetzt schon. „Veicht, daß ein Schaden hintenmach kumt. Sell wär ein Aufenthalt und wären Kosten dazu.“ So dachte der Zofler.

Eine solche Ausrechnung nun würd' ja ganz gut einem alten Wiltner anstehen, wo vielleicht so schon den Stall voll hat, nur eine Hauferin braucht und sonst nit; auch dem Viehjafo auf dem Handel oder dem Bläßbur, wenn er eine Wagg dingt, aber einem jungen Zofler Hermann stand sie schlecht an und mußte darum auch schlecht anschlagen zuletzt.

Eine solche Ausrechnung tät auch ganz gut in einem Buch stehen, Zahl unter Zahl und drunter ein Strich. Aber in einem Leben oder zwischen zwei Leben, wo ein drittes im Spiel, wo einem dritten die Würfel fallen, steht sie nicht gut und tut darum auch nicht gut. Denn diese Ausrechnung ist eben kein Leben, kein leimendes, knospendes, blühendes und fruchtendes, kein lebiges Leben, nicht von Gott und nicht von der Natur gewollt.

Und anders ist das Weible als der Mann. So ein Jungweible vor allem, ein jungfräuliches, ist ein Morgenader, wo die Scholle offen hält zum Samenempfang. Das Jungweible ist Knospe, und es drängt's hin zum Rosenkelfwerden. Der Mann ist Mann auch ohnees. Er ackert, aber er trägt nicht.

„Jetzt mücht ich eineweg doch wissen, ob ich noch dein Weible bin oder nit“, stellte sich darum dem Zofler Hermann seine Veronika eines Tages in den Weg. So mitten im tiefsten Schaf-fen, so aus allen Himmeln wohltuenden Gleichgangs heraus, wie der Zofler meinte.

„Später — später, Veronika! Wenn wir nit mehr so zinsfe müsse“, sagte er dann.

Sein Weible staunte. „Was hat fell mit dem Zinse zu tuen?“ Ihr wollte es nicht klar werden, bis sie ihn doch verstand. „Also zum Schuldten und Schaffen auf ein Abzinsen wär ich da?“

„Für dich wie für mich!“

„Dir als eine Wagg bloß? Ich frag dich jetzt doch, ob fell ein Leben, ein Eheleben ist?“

Solchermaßen gestellt, mühte er wohl oder übel einbiegen. Denn eine Wagg, und wenn sie die beste ist, schafft nicht, was ein schaffiges Weible schafft. Es war wieder ein Ruhgedanke, der ihm das Einbiegen gebot, sein Herz aber war weniger dabei.

Es kamen ihm zu dieser Zeit Druckfachen gerade recht, wo ihm ohne Abiendernennung ins Haus flogen. Auch stellte sich ihm, wie gerufen, ein Hausreisender ein. Einer von jener Art, daß man mit ihm um keinen Preis angefahts seines Weibes verhandeln müchte, obchon es sich doch um Weiberfachen dreht. Und diesen Dingen, Umständen und Ereignissen zufolge bog der Zofler Hermann ein.

„So ein halber Weg ist eineweg auch ein Weg“, blinzelte er seinem Weible zu, das ihm scheinbar auf dem neuen, von ihm vorgezeichneten Wege folgte. Nun konnte es ja weiterhin mit dem Zinsabtrag voran gehen. Wenigstens legte ihm kein Kind den Radkuf unter sein so klug berechnetes und gedeichseltes Lebensgefährt.

¹⁾ nicht, ²⁾ also, ³⁾ nurmehr, nur nicht, ⁴⁾ nicht gut tuende.

„Ob du jetzt mein Weib bist?“ fragte er da einstmal's reineweg im Uebermut. „Stehst, wie es so auch geht und was die Hauptsach, mir kommen voran!“

Er hatte ihr Sachen erwartet als Zustimmung, es blieb aber aus. Dabei traf ihn ein Blick, der ihn eineweg aus seiner Selbstsicherheit schier gar herauswarf. Der Blick war mit Frag, der Blick war mit Antwort. So reineweg ein Rätsel dünkte es ihm. Er wollte deshalb dem vermeintlichen Rätsel die Deutung geben und sagte noch: „Später einmal, später. Nummen jetzt nit.“

Da lugte ihn die Veronika statt aus den gewohnten himmelblauen, aus wasserblauen Augen an. Dabei hatte sie das Wort: „Ich bin dein Weib, wohl.“

Wie der Betroffene Zosler wieder zu atmen wagte.

„Und fast auch deinem Kind seine Mutter!“

Menger kann kein Vogel in einen kornträchtigen Ader einschlagen als den Zosler Hermann diese Botschaft seines hoffenden Weibes traf.

Ein Fluch stand ihm im Hals, der ihm aber eineweg im Halse stecken blieb. Und fell war gut so. Es brauchte des gesprochenen Fluches eineweg^{*)} nicht, derweil er schon gedacht war. Dafür schlenkerte er ihre Hand, die er gehalten hatte, in heller Zornwut von sich, daß es dem Weibe den Arm schier aus der Achsel rentte. Es war wie eine Abgabe, ein Vonsichweifen.

Die in ihrer beleidigten Mutterchaft zutiefst Betroffene sagte ihm nach einem Aufschrei das harte Wort ins Gesicht: „Du bist ein Vieh und kein Mensch. Du bist ein — Wurrt!“

Von dieser Stunde an stand dem Zosler Hermann ein schwarzzürnend Hagelkreuz in seinem doch schönsten Eheader. Der Veronika stand es auch. Aber ihr stand es mit einem Kranz blühender, blutigroter Herzrosen umwunden. Und die Dornen fehlten bei diesem Kranze gewißlich nicht.

Man soll alles Leben estemieren, ob es erst feimt, ob es schon im Dichte steht. Das sagte ein unbestimmtes Gefühl auch dem Zosler Hermann und er wagte sich nicht an das Kind, das nunmehr im Dichte stand, wie er, sein Leben zu leben. Freilich, ein Nermlein hielt es gekürzt und nach hinten verrenkt.

Das waren zwei Hagelstriche zugleich in des Zoslers Lebensader. Die Unkößen und ein Kind, das nit mal ein schafflaes werden wunt!

„Stehst, wie du ihm den Arm verdrillet hast jellmal?“ stellte sich die Veronika dem Zosler oft in den Weg und warf ihm den Gewissensbiß hin wie eine Nagenmutter in die Hand beißt, wenn eines nach ihren Jungen greift.

Der Zosler indessen hatte wenig Ohr für derlei Gefühlsachen. Er mußte vielmehr rechnen — rechnen, und wühlte sich grad in eine Wut, wo es zum sich Freuen eineweg Grund genug gewesen war.

Der Veronikaader hatte nun sein Erträgnis und er hielt künstlich die Scholle geschlossen. „Ich mag keine Krüppelmutter nit werben“, wehrte sie immer wieder und hielt sich in Eis. „Solltest dich zudem schämen, daß dir dein Kind, das eine, nit einmal sein rechtes Kind ist. So liegt es dir all links am Weg und hast ihm kein Herz.“

„Wenn es mein Kind überhaupt wär!“ plakte er da eines Tags heraus und kündete damit also gleichsam die Vaterschaft auf. Soweit war er in seinen Gedanken abseits geraten, daß er jetzt schon auf ein Argwöhnen versiel, nur um sein Weib zu ärgern, um mit ihr zu giften, weil sie ihn auch geärgert hatte.

Ein unschuldiges Kind aber war die Mengermuß, daran er sich jetzt und also verhaselte^{*)} und verbiß.

Nun soll einer so etwas einer Ehemutter, seinem ehelichen Weib einmal sagen, ohne daß daselbe sich nicht aufbäumt? Die Veronika, die junge und wieder ganz schaffig und zugriffig gewordene Mutter, löhmte fortan in ihrem Tagewerk. Sie suchte sich freilich in ihrer besten Kümmereris all einzureden: „Wenn man nit wüßt, daß er ein Wuttchwäher ist, köunt man die Todgichtern kriegen ab ihm und um ihn ins Wasser gehen. Dann freilich nur mit dem Kind.“

So brachte die eine Abwegigkeit schon auch eine zweite hervor, und ihre ganze Ehe war jetzt schon ein Starrenweg, wenn nicht eine Sachgah.

*) immerhin. *) vernagte

Ein vielzarges Wort war gesprochen. Nun es gesprochen war, magte es an beider Herz und Sinn, obichon es ein Unfinn war.

Der Zosler Hermann fleß jetzt seinem Weib Tag und Nacht keine Ruhe mehr mit seinem nachziehenden und ehrverletzenden Geschwäh, so daß er wohl jetzt selber bald daran glaubte, obichon es zuerst nur aus purem Gift gesprochen war.

Es fehlte jetzt bloß noch, daß er ihr nicht auch den Vater nannte. Aber freilich, wenn er selbst doch keinen wüßt?

„Bekennen sollst, nennen den Namen, den schandflecketen, damit ich ihn treffen kann, wie ich dich jetzt treff.“ — Was ihm erst als ein Tauborn ins Herz gefallen war, begoß und beschüttete er dergestalt mit Taureden aller Art, bis es groß ward, in die Halme schoß und Meisterschaft über ihn bekam.

Die Veronika konnte natürlich nicht bekennen, weil es nichts zu bekennen gab. Für ein bloßes Verneinen aber war sie zu tief getroffen, und es blieb ihr das Wort im Halse stecken, so tief sah der Schmerz. Sie schwieg deshalb und wühlte bloß die Tränen.

Da schlug sie der Zosler Hermann gar. Er dreschte in seiner Zornwut sein Weib so, daß die Zährenkörner ihr ungezählt sprangen, der Schrei des Weibschmerzes aber so laut war, daß er an allen Scheiben der Nachbarschaft pochte wie Hilferuf, wie Dohlerfschrei.

Der Sägidobelsridli, der gerade vom Waldwerken des Weges kam, vernahm ihn auch. Er vermeinte ein geschehenes Unglück und trat abhogleich ein, zu helfen.

Und er half auch. Aber nicht dem schmerzwindenden Weib, vielmehr dem Zosler Hermann, der nun doch zu einem Zielpunkt seines bis da ziellosen Argwohnnes kam. „Du willst ihm also helfen, dem — Lumpenmenschl!“ flammte seine Zornwut ohne Grenzen, zumal er körperlich dem Sägidobelsridli nicht gewachsen war, dieser ihn vielmehr einmal auf einer Kirwi gar böß vor der ganzen Burschenschaft gelegt hatte wie ein geknicktes Tännli. Vielleicht auch, daß von damals ein Groll beim Hermann geblieben war, der nun zu dieser Zornwut sich gesellte und sie abermals stochelte, ein Lustzug war für ein bößes Feuer. Der Zosler Hermann flammte auf eins noch die Gistres an den nichts arges denkenden Fridli hin: „Wer einem Lumpenmenschl hilft, der ist auch dem seinem Kind sein Lumpen — —“

Damit hatte er aber auch geschwäh. Der Veronika Schrei ersticke dieses letzte Wort all der häßlichen Worte, aber schon auch hatte der sonst friedmütige Sägidobelsridli den Hermann zwischen seinen zwei Fäusten und legte ihn wie jellmal, und legte ihn gleich so, daß es dem auch die Stimme verflug und ging dann wieder seines Weges.

So war des Sägidobelsridlis Eintritt immerhin ein Blühableiter gewesen. Und der Blitz hatte getroffen, wenn nur auch als kalter Strahl. Aber zutiefst hatte er die Veronika getroffen, die nun in einer inneren Schmerzlose fürderhin brannte Tag und Nacht, Tag und Nacht, zumal sie fortan doch vermehrt in des vergifteten Hermanns Zugluft stand. Freilich, schlugen tot er sie nimmer.

In einem Monat darauf fand man den Sägidobelsridli in seinem Blut am Wege liegen. Bestohlen war er nicht, trotzdem er nicht wenig Geld bei sich führte. Aber er trug eine arge Kopfwunde, die von einem hinterwärts geführten Schläge herrühren mußte. Er lag in bester Ohnmacht.

Die ihn gefunden hatten, des Linke Steffe und der Andresse, zwei Tagelöhner vom Ort, ließen in die nächste Nachbarschaft um Traglach zunächst, daß man ihn heimbrächt. Und weil der Zosler Heiner der Unfallstell am nächsten lag, kamen sie zu diesem. Der Zosler Heiner war aber nicht dabeim.

Man hatte ihn indessen aber bald ergriffen, als Täter festgestellt und ihn auf ein halbes Jahr hinter Schloß und Riegel gesetzt. So weit hatte er es in seiner Blindwut gebracht. Nur weil seiner Lebensrechnung sich eine Scheinnull in den Weg gestellt hatte. Er hatte in Herzensachen mit dem Vorstande geküßelt und schließlich sein Herz totgeschlagen in all der Klügelei. Zum Weiterrechnen hatte man ihm genügend Zeit gegeben. Aber seine jetzige Rechnung ging nur auf Abstriche aus, mit dem ungestörten Vorwärtskommen ohne Unterbrechung war es ein für allemal aus. Und die Unterbrechung hatte er sich selbst angehan, sich selbst den allergrößten Redbruch an seinem einst so stolzen Lebensgefährt beigebracht.

(Schluß folgt.)